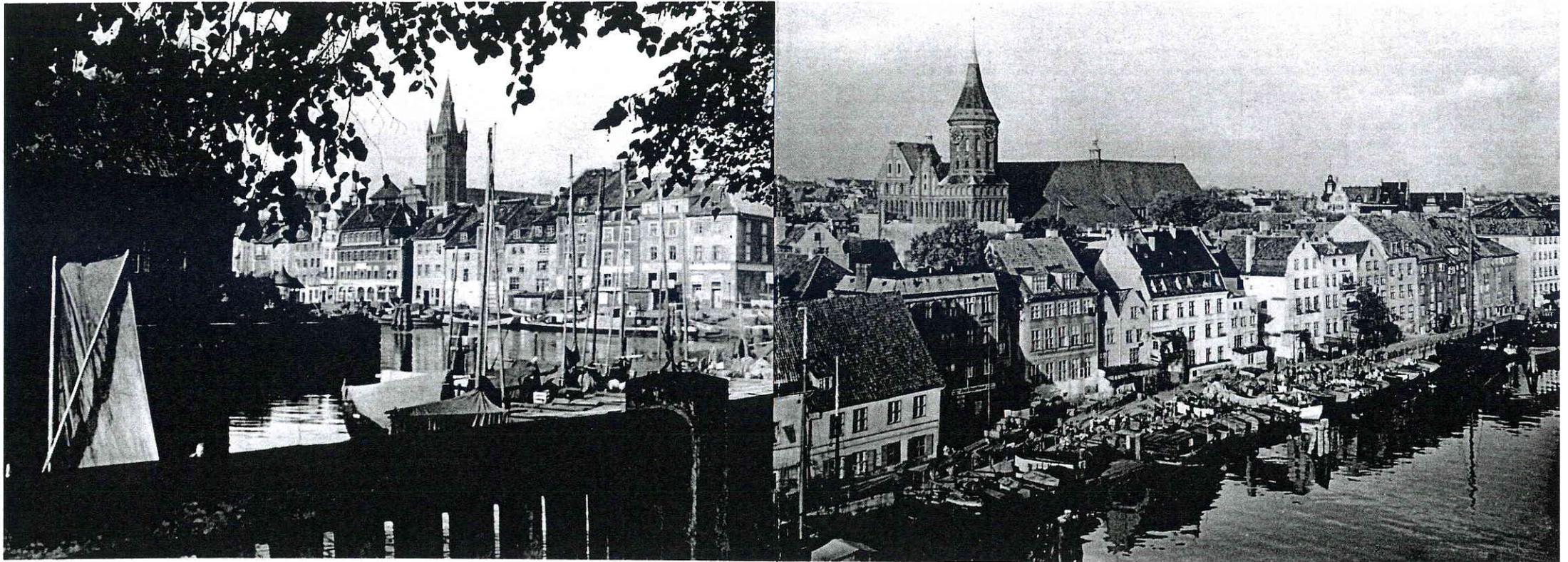


# E. T. A. HOFFMANN



Herausgegeben vom Bund der Vertriebenen, Bonn,  
und der Landsmannschaft Ostpreußen, Hamburg, Kulturreferat

## Eine Arbeitshilfe mit Vortrag und Lesungen für E. T. A. Hoffmann-Veranstaltungen

Liebe Landsleute und Freunde!

Da sich in diesem Jahre am 25. Juni der Todestag von Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, dem genialen, in aller Welt bekannten Dichter, Komponisten und Maler aus Königsberg zum 150. Male jährt und im Jahre 1976 sein 200. Geburtstag begangen werden kann, hat das Kulturreferat des Bundes der Vertriebenen in Bonn eine Arbeitshilfe für alle Mitarbeiter in den örtlichen Gruppen vorbereitet. Auch die Landsmannschaft Ostpreußen plante einen Arbeitsbrief zum Gedenken an diesen großen Sohn der ostpreußischen Heimat. So ergab sich die gemeinsame Herausgabe von selbst.

Der Inhalt des Heftes macht Sie mit Leben und Werk von E. T. A. Hoffmann in all seiner Vielseitigkeit auf sehr lebendige Weise bekannt und vertraut. Eben durch die Vielseitigkeit des Künstlers bieten sich besonders viele Möglichkeiten zur Gestaltung einer Gedenkstunde an: ein Konzert mit seinen Kompositionen, – eine Lesung und Rezitationen aus seinem reichen dichterischen Schaffen, – ein Vortragsabend schließlich, in dessen Mittelpunkt sein Leben und Wirken steht. Besonders sei darauf hingewiesen, daß E. T. A. Hoffmann vieles geschrieben hat, was auch heute die Jugend anzusprechen vermag; er steht nach wie vor im Brennpunkt des literarischen Interesses.

Wir danken Georg Hermanowski herzlich für die Erarbeitung und Zusammenstellung und Siegfried Kottwitz, Kulturreferat des Bundes der Vertriebenen in Bonn, für die so freundlich und großzügig gewährte Teilnahme an dieser Herausgabe.  
Hanna Wangerin

### INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
E. T. A. Hoffmann, der Ostpreuße / Georg Hermanowski . . . . .	4
Auszüge aus Werken, Aufzeichnungen und Briefen von E. T. A. Hoffmann: Sonett an Julia . . . . .	12
Anekdote vom Turnvater Jahn . . . . .	12
Aus „Das Majorat“ . . . . .	14
Aus „Der Musikfeind“ . . . . .	15
Brief an Hippel in Leistenau . . . . .	15
Spielerglück . . . . .	17
Der Artushof . . . . .	18
Bekennnis zu E. T. A. Hoffmann / Johan Diasne . . . . .	20
Nachruf an E. T. A. Hoffmann / Gustav Schuster . . . . .	21
Vorschläge zur weiteren Ausgestaltung von E. T. A. Hoffmann-Feiern . . . . .	22



Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann – der sich als Huldigung an Mozart Amadeus nannte – wurde als Sohn des Advokaten am Königsberger Hofgericht Christoph Ludwig Hoffmann und dessen Ehefrau Luise Albertine geb. Doerffler geboren.

Er studierte dort, an der Albertina, Jura, wurde in Glogau/Schles. Referendar und 1798 in Berlin Assessor. Er ging dann nach Posen, wurde aber, weil er dort Offiziere karikierte, nach Plock strafversetzt. Kurz zuvor heiratete er Michalina Rohrer, die Tochter des Posener Stadtschreibers. Von Plock ging er mit ihr für drei Jahre nach Warschau. Er kehrte nach Berlin zurück, ging 1808 als Theaterkapellmeister nach Bamberg, von dort nach Dresden und Leipzig, um schließlich nach Berlin zurückzukehren und sich, nach achtjähriger Unterbrechung, wieder dem Staatsdienst zu widmen. Er wurde KammergerichtsRath. Doch als Dichter, Komponist und Maler ging er in die Kulturgeschichte ein. Sein Einfluß auf die nach ihm kommenden Literaturströmungen war unverkennbar und ist bis heute gleich groß geblieben. Als Schöpfer des „Magischen Realismus“ zog er in die Literaturgeschichte ein. Als Komponist war er ein Vorläufer der Romantik. Sein literarisches Werk umfaßt 15 Bände. Zu seinen wichtigsten Prosaarbeiten zählen „Der goldene Topf“, „Die Elixiere des Teufels“, „Die Lebensansichten des Katers Murr“ und die „Nachtstücke“. Aufschlußreich für sein Leben und Schaffen sind vor allem seine Briefe und Tagebücher. Mehrere Biographen haben sein Leben gestaltet. Er zählt heute zu den meistgelesenen deutschen Klassikern. E. T. A. Hoffmann starb am 25. Juni 1822 in Berlin.

## E. T. A. HOFFMANN DER OSTPREUSSE

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann – Amadeus nannte er sich erst später, als Huldigung an Mozart – wurde am 24. Januar 1776 in Königsberg in Preußen geboren, und zwar in der Französischen Straße, im Hause seines Vaters, der Advokat am Königsberger Hofgericht war. Die Eltern waren miteinander blutsverwandt, sie entstammten altostpreußischen Juristen- und Pfarrersfamilien. Doch paßten sie wenig zueinander: der Vater war Künstler, die Mutter dachte realistisch; und so gingen sie, als der Junge vier Jahre alt war, auseinander. E. T. A. Hoffmann blieb bei seiner Mutter, zog mit ihr in deren Elternhaus in der Junkerstraße (später Poststraße Nr. 131, gleich neben der Hauptpost), in dem die Großmutter, die Konsistorialrätin Voeteri, ein „gar strenges Regiment“ führte. Hier lebten auch Hoffmanns Onkel, Otto Wilhelm Doerffer, Justizrat und seiner Art nach nicht weniger gestreng, wie auch dessen ältere Schwester, Tante Sophie, eine leicht versauerte Jungfer. Der einzige Lichtblick, das einzige dem Knaben sympathische Wesen, war Tante Fußchen, ein noch ziemlich junges Mädchen, das aber zu Hoffmanns größtem Leidwesen bald starb.

Seinen Vater hat E. T. A. Hoffmann als kleiner Junge zum letztenmal gesehen. Eine Justizreform setzte Onkel Doerffer in den Ruhestand und versetzte seinen Vater nach Insterburg. Nun hatte der Onkel Zeit, sich der Erziehung des Jungen zu widmen, in einer Weise, wie sie pedantischer wohl kaum denkbar ist. Die großen Vorbilder waren die Juristen; doch fühlte sich der Junge zu den Musen hingezogen: zu Musik, Dichtung und Malerei.

Neben dem Doerfferschen Haus (wo später die Hauptpost stand) wohnte einer der angesehensten Königsberger, Theodor Gottlieb Hippel, einst armer Theologiestudent, nun aber geheimer Kriegsrat und Königsberger Stadtpräsident, bekannt auch durch sein schriftstellerisches Schaffen, als Vater des sentimentalen Romans, als erster Vorkämpfer für die Frauenemanzipation. Er war ein Freund der „Großen seiner Zeit“; Hamann und Kant verkehrten bei ihm. Letzterer, damals schon weltberühmt, dürfte oft E. T. A. Hoffmanns Wege gekreuzt haben; von dem Jungen jedoch unbemerkt.

Theodor Gottlieb von Hippel war ein recht seltsamer Kauz – es gab damals übrigens in Königsberg eine ganze Reihe solcher Kauze! –, kein Wunder, daß E. T. A. Hoffmann ihn zum „Muster“ für alle seine „literarischen“ Sonderlinge nahm. Als Archivarius Lindhorst ging er in die Literaturgeschichte ein. Über den von Hippelschen Gartenzaun konnte der junge Hoffmann einen Blick in jene Welt werfen, die er über alles liebte.

Ein wenig davon fand er jedoch auch im Hause selbst. Onkel Doerffer zählte sich zu den musischen Menschen, vor allem, was die Musik betraf. In seinem Haus gab es öfters Kammerkonzerte. Dennoch siegte die Konvention, und E. T. A. Hoffmann wurde zum trocknen Jurastudium an der Königsberger Albertina gezwungen.

In einem Landhaus – „östlich von Königsberg“ lernte er – zum Glück! – den jungen Theodor Hippel, den Neffen des großen Theodor Gottlieb, kennen. Die beiden jungen Leute schlossen rasch Freundschaft. Leider konnte der Neffe ihm nicht das Tor zum Haus des Onkels öffnen, war er dort doch selbst nur ein „geduldeter Gast“. Erst später, als die Familie in den Adelsstand erhoben wurde, wurde er „des Hauses liebstes Kind“. Theodor Hippel junior war der Sohn des Dorfpfarrers von Arnau. Er war arm. Auch ins Doerffersche Haus kam er nur als „Repetet“, um dem jungen E. T. A. Hoffmann Nachhilfeunterricht zu geben. Er war ein Jahr älter als dieser und galt als „Musterschüler“, was Hoffmann von sich nie behaupten konnte. Dennoch dürfte dieser „Nachhilfeunterricht“ mehr ein Vorwand gewesen sein: sie musizierten, malten und schrieben zusammen ihre ersten Verse!

Theodor Hippel besuchte, als er die Schule absolviert hatte, die Albertina. E. T. A. Hoffmann folgte ihm ein Jahr später dorthin. Hippel konnte sich eines sorglosen Studiums erfreuen, während Hoffmann sich durch ein Brotstudium quälen mußte, vor Augen nichts anderes, als die ihm verhaßte Beamtenlaufbahn.

Nach bestandem Examen kehrte Hippel für ein Jahr ins Elternhaus nach Arnau zurück, wo ihn Hoffmann öfters besuchte. Als Hoffmann sein Studium beendet hatte, mußte Hippel seine Berufslaufbahn in Marienwerder beginnen.

Von 1794 bis 1796 wanderten Brief um Brief von Königsberg nach Marienwerder. Hoffmann schüttete dem einzigen Freund sein Herz aus, berichtete über seine ersten Schritte zum Parnaß, seine Versuche in der Dichtung, der Tonkunst und der Malerei. Für ihn war es eine harte Zeit, eine öde, langweilige Zeit in Onkels finsternem Haus.

Nur zwei Ereignisse überstrahlten diese Epoche: eine Reise mit Großmutterns Bruder, dem Justitiar Voeteri, auf die Kurische Nehrung, ins alte Rossitten (das spätere Kunzen) – die in der Erzählung „Das Majorat“ ihren Niederschlag fand, und ... die verbotene Liebe zur Baronin Seraphina (Cora), die in Resignation auslief und endgültig E. T. A. Hoffmanns Sprung in die Beamtenlaufbahn, fort von Königsberg, am 15. Juni 1796 nach Glogau, auslöste.

In den Briefen und Zeugnissen aus der Königsberger Zeit spiegelt sich das Leben E. T. A. Hoffmanns während dieser ersten Etappe seines Lebens. Obwohl er als Student weit andere Dinge im Kopf hatte als das Studieren, gibt es doch ein höchst offizielles Zeugnis vom 19. Juli 1795, das bestätigt:

„Herr Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann aus Königsberg gebürtig hat auf hiesiger Königl: Universität in den Jahren von Ostern 1792 bis izt die Rechte studiert, Vorlesungen hiesiger Lehrer über die Institutionen, Pandecten, das Criminal- Wechsel- Lehn- und allgemeine Preussische Landrecht mit dem ausgezeichnetsten Fleiße gehört und überall durch ein musterhaftes Betragen sich das rühmlichste Zeugniß erworben. Königsberg den 18ten Julius 1795. Decanus, Senior und Professore der Juristischen Fakultät auf der Königl: Preußischen Universität Königsberg. Testimonium für Hrn. E. T. W. Hoffmann aus Königsberg.“

Wie „musterhaft“ sich der Junge – vor allem seinem Onkel gegenüber noch im „Jahr zuvor“, anlässlich des Königsberger Maskenballs 1794, betragen hatte, schildert er selbst in einem Brief an seinen Freund Hippel:

„Wie Andacht und Frömmigkeit, die immer mit goldnem Zepter in unserer Familie geherrscht haben, es heischte, daß wir unsere Sünden bereuten und zur Communion gehen mußten, wollte der dicke Sir (sein Onkel Otto!) recht anständig erscheinen und wusch daher Freytag vorher aus seinen schwarzen Hosen sehr sorgfältig die Ruders des Duchfalls einer unverschämten Schwalbe und der fetten Theile der Sauce eines wohlschmeckenden Ragouts, hing sie bey sehr schönem Wetter unter sein Fenster und watschelte darauf zum hypochondrischen Freunde.“ – Und während der Onkel beim Freund war ... „entstand unter der Zeit ein heftiger Platzregen. Kaum sah ich die durchnäßten Hosen, als ich den unwiderstehlichen Trieb fühlte, dem Platzregen ein wenig zu Hülfe zu kommen, ich leerte also fünf Gießkannen und drei volle pots de chambre auf die unglücklichen Hosen aus, welches alles sich sehr schön einsog und sie dermaßen schwer machte, daß der Bindfaden, woran sie hingen, sie kaum zu halten vermochte.“ Dann kam der Onkel vom Freunde heim. „Als Sir Ott nach Hause kam, war der erste Gang zu seinen Hosen. Flossen gleich nicht helle Thränen über die rotbraunen Wangen seines Angesichts, so verriethen doch klägliche Seufzer die Angst seines Herzens, und Schweißtropfen wie Perlen auf der orangenen Stirn den Kampf seiner Seele – drei Stunden wand er die Communion-Hosen, um alles Wasser herauszubekomen. Des Abends klagte er sein Unglück der ganzen Familie und bemerkte zugleich, daß mit dem Platzregen häßliche Theile und verderbende Dünste heruntergefallen wären, die totalen Mißwachs verursachen würden, denn der Eimer Wasser, den er seinen Hosen ausgepreßt, hätte ganz bestialisch gestunken, worüber denn, als eine Landplage, die ganze Familie seufzte, ausgenommen der Tante, welche lächelte und versteckt äußerte, daß der Gestank wohl aus der Auflösung gewisser ange-trockneter Theile – – – entstanden seyn könnte.“ Und Hoffmann fährt fort: „Ich gehörte zu der Parthie, die die Landplage annahmen, und bewieß, daß wenn die Wolken hellgrün aussähen, es immer so wäre. Der Onkel verteidigte die Reinigkeit seiner Hosen und sagte, sie wären so orthodox, wie seine Meinung vom Heiligen Geist – quantum distat ab Inacho pp ... oder: Was beweist, daß gelehrte Herrn im Alltag häufig Dummköpfe sind!“

Kein Wunder, wenn der Absolvent der Albertina, E. T. A. Hoffmann, über das „erhabene Zeugnis“, das man ihm ausgestellt hatte, weniger erhaben dachte.

An Hippel schrieb er:

„Man ist doch im Grunde hier ein erbärmliches Geschöpf – dünkt sich frey und glücklich, und hängt mehr wie einer von Conveniencen und Launen ab. Daß ich zuweilen recht niederträchtige Tage vererbe, ist eine traurige Wahrheit. Wenn ich könnte, wie ich wollte, so wie ich immer gewollt habe, säße ich nicht hier und ließ mir von der Melusinenbrut (Großmutter, Mutter und Tante, bemerket ein Kommentator behutsam!) und dem Apollo aus dem Bierfaß (Onkel Doerffer) eine doppelte Sonate vorschnarchen. – Wenn ich von mir selbst abhinge, würd ich Componist, und hätte die Hoffnung in meinem Fache groß zu werden, da ich in dem jetzt Gewählten ewig ein Stümper bleiben werde.“

Und drei Wochen später läßt er den Vers folgen:

„Wer grübe sich nicht selbst ein Grab,  
Und würfe froh des Lebens Bürd hinab,  
Wenn süßer Wahn nicht wäre!“

Was wir diesem „süßen Wahn“ zu verdanken haben, der ihn ein Leben lang nicht verlassen hat, zeigt nicht nur sein umfangreiches Werk, das heute immer wieder in Neuauflagen erscheint und erst jüngst in Kalifornien eine Gesamtausgabe erlebte, zeigt vor allem auch das Zeugnis seiner Menschlichkeit, das aus seinen Briefen spricht, eine einmalige Mischung aus Frohsinn und Verzweiflung, Hoffnung und Resignation, Liebe und „Wut“, sprühendem Witz, Humor, Satire und tiefem Ernst, kurzum, „des Künstlers Erdenwallen, das mich niederdrückte, aber nicht erdrückte“.

Nur wenig aber geht aus diesen Briefen über die Vaterstadt Königsberg hervor; und doch hat Hoffmann sie ein Leben lang nicht vergessen. Er blieb ihr treu, wie er die Freundschaft zu seinem Studienkameraden Hippel, der in Ostpreußen blieb, ein Leben lang pflegte, ihn zum letzten Male, wenige Monate vor seinem Tod in Berlin sah und in „tiefste Traurigkeit“ verfiel, als dieser dort „für immer“ von ihm Abschied genommen hatte, ohne selbst zu ahnen, daß es für immer war.

Sein Königsberg blieb für ihn darüber hinaus eng mit der Musik verbunden; es lebte für ihn weiter in der Neujahrmusik vom Schloßthurm. Aus Berlin schrieb er in der Sylvesternacht 1798 nach Leistenau:

„Auf die zwölfte Stunde der Neujahrs Nacht habe ich immer viel gehalten – immer weckte mich da die sanfte Musik von Clarinetten und Hörnern auf dem Schloßthurme – ich glaubte kindisch fantasierend – silberne Engel trügen jetzt das neue Jahr einem Sterne gleich am blauen Himmel vorbei – aber ich hatte nicht Muth aufzustehn und zu sehn – ihren Flug hörte ich in jener für mich damals himmlischen Musik. – Du glaubst nicht, wie unbeschreiblich weich mich solche Erinnerungen machen – ohne jenes Alter der Unbehilflichkeit – der Irrthümer zurückzuwünschen, liebt man dessen fromme Träume.“

Und später, 1801, in Posen, ergriff ihn erneut die Sehnsucht nach seinem Königsberg, und er schrieb an seinen Freund:

„Welch ein Genuß würde es für uns seyn jetzt, nachdem Jahre vergangen sind, sich so manches geändert hat, und wir mit ganz anderen Augen sehen, da wir so manches gesehen haben, in der Nebenstube des Kneiphöfchen Junkerhofs an demselben Tische bey einem Pickenick eine Portion Hasenbraten zu essen und eine Bouteille Champagner zu trinken! – es wär' ein wahrer Schmaus, denn tausend Erinnerungen würden alles bis zur höchsten Leckerspeise würzen! – Es verlohnte wahrhaftig der Mühe bloß deshalb eine Reise von 60 Meilen zu machen...“

\*

Am 15. Juni 1796 traf E. T. A. Hoffmann in Glogau ein. In den zwei Jahren, die er am dortigen Obergericht tätig war, wohnte er im Haus seines Onkels. Zuneigung empfand er zu Sophie Wilhelmine Constantine Doerffer, der mittleren der drei Kousinen. Er schloß Bekanntschaft mit dem Musiker Johannes Samuel Hampe, dem späteren Schriftsteller Julius von Voß – der damals noch Leutnant war – wie mit dem in Glogau weilenden Maler Molinari.

Es folgte dann sein erster Berliner Aufenthalt, vom August 1798 bis zum Frühjahr 1800. Auch hier wohnte er bei einem Onkel in der Leipziger Straße. Er arbeitete am Kammergericht. Nebenbei beschäftigte er sich mit Musik und Malerei, besuchte oft das Theater und nahm rege am gesellschaftlichen Leben der Hauptstadt teil. Freundschaft schloß er mit Franz von Holbein, lernte den Kapellmeister Bernhard Anselm Weber kennen, wie auch den Schauspieler Johann Friedrich Ferdinand Fleck und wahrscheinlich auch Wilhelm Iffland.

Einen Höhepunkt in dieser Periode bildete das Eintreffen seines Freundes Theodor Gottlieb von Hippel in Berlin, Ende 1799. Der Geheime Kriegsrat und Königsberger Stadtpräsident hatte inzwischen für sich und seine Familie von Kaiser Joseph II. den Römischen Reichsadel erworben und den Pfarrerssohn aus Arnau zu seinem Universalerben eingesetzt.

Hoffmann und Hippel bereiteten sich nun in Berlin gemeinsam auf das Assessorenexamen vor, das Hoffmann im März 1800 mit der Note „Vorzüglich“ bestand. Am 27. März 1800 wurde er zum Assessor an der Regierung (Obergericht) in Posen ernannt. Über Potsdam, Dessau, Leipzig und Dresden beleitete Hippel ihn dorthin.

In Posen war E. T. A. Hoffmann leider „unbesoldeter Assessor“, so daß er auf den Wechsel seiner Königsberger Verwandten angewiesen blieb. Er lernte hier den schriftstellernden Regierungsrat Johann Ludwig Georg Schwarz kennen und betätigte sich in seiner Freizeit vor allem auf musikalischem Gebiet. Das Weihnachtsfest verbrachte er im Doerfferschen Hause in Berlin.

Im Spätherbst 1801 sah er zum ersten Male Königsberg wieder. Es war ein trauriger Anlaß: er fuhr zur Beerdigung seiner Großmutter, Sophie Luise Doerffer; auf dem Rückweg traf er in Elbing und Danzig mit Hippel zusammen.

1802 wurde Hoffmann, weil er einige Posener Offiziere karikiert hatte, an das „neustpreußische“ Gericht in Plock strafversetzt. Noch ehe er dorthin zog, heiratete er am 26. Juli 1802 in der katholischen Corpus-Christi-Kirche in Posen Maria Thekla Michalina Rohrer, eine junge Polin, Tochter eines verstorbenen Stadtschreibers.

In dem kleinen Provinzstädtchen Plock führten sie vom August 1802 bis zum April 1804 einen „stillen Lebenswandel“.

1803 starb sein Onkel, Johann Ludwig Doerffer, in Berlin; kurz darauf starb auch die Tante, Johanna Sophie Doerffer, in Königsberg. Hippel verwendete sich für Hoffmanns „Befreiung aus dem Plocker Exil“. Im Januar 1804 besuchte E. T. A. Hoffmann seinen Onkel, Otto Wilhelm Doerffer, in Königsberg. Über diesen Besuch berichtet ausführlich sein Tagebuch, das er von 1803 bis 1815 geführt hat.

\*

Als Tante Johanna Sophia Doerffer am 22. Dezember 1803 in Königsberg starb, erwartete E. T. A. Hoffmann eine „reiche Erbschaft“.

„Zwey für mich wichtige Dinge“, vermerkte er unter dem 1. Januar 1804 im Tagebuch, „geben jetzt bald meinem zu einfachen Leben einen neuen Schwung – die mir angebotene Versetzung nach Warschau, welche ich angenommen habe – und der Tod der alten Tante in Königsberg, der mich vielleicht zum vermögenden Mann gemacht hat. Wie wird nun alles werden?“

Zwei Hoffnungen, die jedoch nicht in Erfüllung gingen! Daß Hoffmann beim Tod der Tante Johanna Sophia in erster Linie an die Erbschaft dachte, erscheint kaum verwunderlich. Seine Lage war „materiell mißlich“ und obendrein ein Dauerzustand. Andererseits war seine „Liebe“ zu der gestrengen Tante nie groß gewesen. An diesem 1. Januar 1804 ahnte er noch nicht, daß die Tante ihren Bruder Otto zum „Gesamterben auf Lebzeit“ eingesetzt hatte und daß dieser Onkel keineswegs daran dachte, das Zeitliche frühzeitig zu segnen, sondern seinen Neffen noch volle acht Jahre „in seiner mißlichen Lage“ warten ließ. Erste Zweifel wurden bei Hoffmann wach, als er am 4. Januar noch immer keine Post aus Königsberg erhalten hatte.

„Ich dachte heute gewiß Briefe aus Königsberg zu erhalten“, schrieb er in sein Tagebuch, „alle meine Träume hängen ja von diesen Nachrichten ab. Es ist unangenehm, so in Erwartung zu hängen“. – Aber auch am 11. Januar

war immer noch keine Nachricht aus Königsberg da! „Das Ding fängt mir an, verdächtig zu werden – es macht mich unruhig; das nenn ich einen Zustand der Spannung! In vier Wochen hoff ich, muß alles entschieden sein; länger wäre es auch nicht auszuhalten.“

Am 18. Januar traf endlich die Hiobsbotschaft ein.

„Nichts, gar nichts! – Alle Pläne sind gescheitert – es muß was großes ausgeführt werden – ich reise nach Königsberg.“

Eine der üblichen Kurzschlußhandlungen Hoffmanns! Er hatte sich etwas eingebildet, das nicht Wirklichkeit wurde; nun wollte er sein Glück erzwingen.

In allen Einzelheiten berichtet sein Tagebuch über die Königsberger Episode.

Am 24. Januar, nachts um 12 Uhr, traf er in Königsberg ein. Eine Woche lang scheint es zu keiner Begegnung mit dem Onkel gekommen zu sein. Er stürzte sich in seine Arbeit als Bühnenkritiker. Für die „Elegante Zeitung“ wollte er eine Reihe Kritiken über das Königsberger Bühnenleben schreiben.

In Königsberg spielte unter der Direktion von Carl Steinberg die Ost-Preußische Schauspielergesellschaft der Geschwister Schuch. Die Theaterzettel dieser Woche sind, dank eines glücklichen Geschicks, erhalten geblieben. An sechs Tagen sah Hoffmann sieben Vorstellungen, darunter „Die Räuber“, „Die Piccolomini“ und „Wallensteins Tod“.

Am siebenten Tag seines Aufenthalts noch immer kein Sterbenswörtchen über den Onkel! Hoffmann ging ins Konzert. „Thieme und Lindenberg spielten – Lindenberg hat sich vergriffen – er blies statt des Fagotts den Kamm!“

Mit dem Königsberger Tenor F. Gneis und dem ersten Bassisten Anton Schwarz ging Hoffmann aus.

Endlich ... am achten Tag! ... hat er „abends mit dem Onkel eine Flasche Lipari ausgestochen und ist guter Dinge gewesen“. Hatte ihm der Onkel bei einem Gläschen Hoffnungen gemacht? Jedenfalls faßte er an diesem Abend den Entschluß zur Abreise aus Königsberg, die aber erst eine Woche später erfolgen sollte.

An den nächsten beiden Tagen besuchte er wieder das Theater. Er sah sich zwei Stücke von Kotzebue an. Die Galle lief ihm über ob des „geist und herzlosen ja kopflosen Spiels“. Er wollte sich in Karikaturen abreagieren und legte ein Skizzenbuch an. „Was tut man nicht aus Langeweile“, schrieb er nach der zweiten Vorstellung in sein Tagebuch. Zu allem Überfluß wurde der 11. Februar für ihn ein „schwarzer Tag“. Den ganzen Nachmittag und Abend hatte er sich mit der Predigerwitwe Ollech herumschlagen müssen. „Es war zum Toll-Ärgern!“

Georg Ollech war seit 1795 polnisch-lutherischer Pfarrer an der Steindamm-Polnischen Kirche. Hoffmann stand ja im Begriff nach Warschau zu ziehen. Vielleicht wollte er Auskünfte einholen und lief bei der exaltierten Dame ins Blaue. Nun, er war jedenfalls „reif für einen Ruhetag“. Den ganzen 12. Februar verbrachte er „im Schlafrock zu Hause“ – „gebischofft Mittag und Abend“.

Welch Ironie des Schicksals! Während E. T. A. Hoffmann einen ganzen Tag lang „bischoffte“ (becherte!) starb – nur wenige hundert Meter entfernt – Immanuel Kant.

Die Hartungsche Zeitung berichtete vom Tod des Philosophen. Hoffmann nahm diese Nachricht in seinem Tagebuch nicht zur Kenntnis. Kein einziges Wort darüber! Äußere Ereignisse berührten ihn kaum. Etwas anderes war für ihn weit wichtiger:

„Ein kleiner Vorfall – nein, kein kleiner Vorfall – ein Ereignis! – wichtig für Kopf und Herz hebt den heutigen Tag über seine tristen älteren Brüder heraus – ein junges, blühendes Mädchen schön wie Corregios Magdalena – gewachsen wie die Grazien der Angelika Kaufmann stand nachmittags vor mir! – es war Malchen Hatt – sie hatte der Mutter Grazie – das Ideal meiner kindischen Phantasien von dem Vormals meiner Inamorata stand vor mir – eine süße unbekannte Wehmut ergriff mich – sie blickte mich mehrmals bedeutend an – gewiß war ich ihr nicht minder merkwürdig als sie mir – ... das aufgeblühte Mädchen wollt' ich mit meines Geistes Armen umranken – ich wollt sie unmerklich in die magischen Kreise meiner Imagination ziehen

– einige emphatische Augenblicke hätten mich schadlos gehalten für das geisttödtende Einerley der vorigen Woche – aber es ging nicht...“ – Es war die Tochter seiner einst heißgeliebten Dora aus den Jahren 1794–1797, der er hier beim Onkel am Todestag Kants begegnete und in der er das Bild ihrer Mutter wiedererkannte.

Am Aschermittwoch, morgens 9<sup>1/2</sup> Uhr, verließ E. T. A. Hoffmann Königsberg. Vier Tage blieb er bei seinem Freund Hippel in Leistenau, am 21. Februar traf er wieder in Plock ein. Erst vier Jahre später schien – den Tagebuchaufzeichnungen zufolge – das erste Geld von Onkel Otto aus Königsberg zu folgen.

1811 starb Onkel Otto, und E. T. A. Hoffmann wurde Alleinerbe.

„Die Nachricht vom Tode des Onkels in Königsberg erhalten“, schrieb er in sein Tagebuch. „Zum Universalerben eingesetzt. Bald darauf das Testament.“ Am 27. Dezember 1811 traf endlich Geld aus Königsberg ein, und er konnte „Schulden bezahlen“. Schon ein paar Monate später schrieb er wieder nach Königsberg – um Geld. Zwischen Bamberg und Königsberg gingen nun Briefe hin und her; einziges Thema: das liebe Geld. Alle äußeren Ereignisse traten dahinter zurück, so auch ein sehr wichtiges Ereignis für die Stadt Königsberg, das Hoffmann am 23. Januar 1813 nur kurz registrierte:

„Zeitungsrichten aus Königsberg – die Russen sind eingerückt – darüber ohne sonderliche Ursache exaltiert worden, in das Museum gegangen mit Kunz und (gebechert) recht (unklug) unnatürliche Vergnügtheit“.

Eine typische Reaktion Hoffmanns! Die Zeitung, die er erhalten hatte, hatte gewiß das gleiche berichtete wie der „Fränkische Merkur“ vom 23. Januar 1813:

„Der russische Kaiserliche Generalmajor Graf von Sievers, welcher sich mit dem bedeutenden Detaschement durch unwegsame Gegenden genähert, und mit der Kavallerie der beiden Avantkorps der Armee des Gen. von der Kavallerie, Grafen von Wittgenstein, vereinigt hatte, rückte am 5. d. Morgens um 1 Uhr in dem Augenblick hier ein, als die Arrieregarde des Korps des Herzogs von Tarent von hier ausmarschierte. Der Einzug der russischen Truppen geschah in Ordnung. – Königsberg 6. Jan.“

Bereits bei Tapiau und Mehlsack hatten die Russen ein Gefecht mit dem König von Neapel geführt und drängten nun mit Übermacht nach Königsberg. Die Einwohner erhielten den Räumungsbefehl.

Das Kulturleben in Königsberg aber ging bald weiter. Am 22. Februar 1814 schrieb Hoffmann seine letzte Königsberger betreffende Tagebuchnotiz: „Ganz unerwartet Brief aus Königsberg mit 189 rht – und es wird mir die Musik DirektorStelle in Königsberg angetragen, die ich aber nicht anzunehmen beschlossen.“

Hoffmann hatte sich inzwischen für die „gesicherte Laufbahn“ entschieden. Das „freie Leben“ mit den ewigen Geldsorgen sollte ein Ende finden. Nachdem er vom April 1804 bis zum Juni 1807 in Warschau tätig war, festigte er sich nach einem achtjährigen „Künstlerischen Intermezzo“ in Berlin, Bamberg, Dresden und Leipzig, endgültig in Berlin.

...

In Warschau lernte er Hitzig, seinen späteren Biographen, kennen, der als Assessor ans gleiche Obergericht kam. Er machte ihn mit den Werken Schlegels, Tiecks, Novalis' und Brentanos bekannt. Hier lernte er vor allem seinen Königsberger „Kollegen“ Zacharias Werner kennen. Der acht Jahre ältere Schriftsteller war im Hause von Hoffmanns Onkel in Königsberg aufgewachsen. Erst hier, in Warschau, begegneten sie sich. Zacharias Werner hatte in dritter Ehe eine Polin geheiratet. Hoffmann schätzte sein Werk sehr, versprach sich von Werner Hilfe, die jedoch ausblieb. Er wollte seine Stücke vertonen, seine Bücher illustrieren. So ging diese „Freundschaft“ später in die Brüche, als Werners Stern kometenhaft aufstieg, er zu Goethes Zugang fand, von Bayerns König und dem Herzog in Gotha hoch geehrt wurde. Bereits 1805 schrieb E. T. A. Hoffmann an Hippel nach Leistenau:

„Werner ist mir ein trauriger Beweis, wie die herrlichsten Anlagen durch eine alberne Erziehung ertödtet werden können und wie die regste Phantasie kriechen lernen muß, wenn sie von niedrigen Umgebungen heruntergezogen wird.“

Zwei „große Königsberger“, zwei „große Ostpreußen“ trafen sich hier; spät kreuzten sich ihre Wege, in Warschau, aber sie kreuzten sich nur. Werner fand nach wildbewegtem Leben, über Jacob Böhme, im Glauben und in der Kloster-einsamkeit Ruhe und Trost; Hoffmann mußte sein Leben gegen eine Welt und gegen deren Gesellschaft weiterführen, bis an sein bitteres Ende.

Am 18. Juni 1807 traf er in Berlin ein und bezog eine Wohnung in der Friedrichstraße 179. Vergeblich versuchte er, als Porträtmaler oder am Theater unterzukommen. Seine Frau erkrankte schwer, sein Töchterlein starb. Bei Hippel mußte er einen Kredit aufnehmen. Er wollte eine Stelle als Korrektor annehmen, er bewarb sich im „Reichsanzeiger“ als Theaterkapellmeister. In den Berliner Salons lernte er Friedrich Zelter, Adelbert von Chamisso, Ludwig Robert, Johann Gottlieb Fichte und Friedrich Schleiermacher kennen. „In letzter Minute“ erhielt er auf sein Inserat hin eine Stellung als Kapellmeister beim Bamberger Theater angeboten.

Am 1. September 1808 traf er in Bamberg ein. Anfängliche Mißerfolge werden von Erfolgen abgelöst. Doch es gelang ihm nirgends recht Fuß zu fassen. Er ging nach Dresden, wo er am 26. April seinen Freund Hippel „als Staatsrat im Gefolge des Kanzlers von Hardenberg“ widersah. Doch schon am 20. Mai zog er nach Leipzig weiter. Anfang 1814 erkrankte er dort. Er mußte sich mit politischen Karikaturen und Kompositionen seinen Lebensunterhalt verdienen. Seine schriftstellerische Tätigkeit wurde immer reger. Das Angebot nach Königsberg lehnte er, im Februar 1814, ab. Hippel hatte sich inzwischen in Berlin für ihn verwendet. Er zog jetzt, wie gesagt, die Sicherheit dem „freien Leben“ vor.

...

Am 26. September 1814 traf Hoffmann in Berlin ein. Nach achtjähriger Unterbrechung nahm er seine Tätigkeit beim Kammergericht wieder auf. Er wohnte jetzt in der Französischen Straße Nr. 28, später in der Taubenstraße 31, gegenüber dem Königlichen Schauspielhaus.

In den letzten acht Jahren seines Lebens dominierte seine schriftstellerische Tätigkeit. Neben den großen Romanen und Märchen schrieb er zahlreiche Novellen und Erzählungen, oft Auftragsarbeiten. Er fand einen breiten Leserkreis. Auch sein Freundeskreis erweiterte sich zusehens. Freundschaften mit Fouqué und Chamisso, Devrient wurden bei Lutter und Wegner geschlossen. Er begegnete von Arnim, Brentano, von Eichendorff, Tieck, Hegel und lernte viele prominente Zeitgenossen kennen. Am 22. April 1816 wurde er zum Kammergerichtsrath ernannt. Nach schwerer Krankheit, im Frühjahr 1819, unternahm er eine Genesungsreise nach Schlesien, besuchte dabei auch Prag.

Als Musikkritiker kam ihm wesentlicher Anteil an der Anerkennung Ludwig van Beethovens zu, in dessen Musik er die höchste Verwirklichung des „Romantischen Geistes der Musik“ sah. Die Egomont-Musik war für ihn der Höhepunkt in der Begegnung zwischen den Genien der Dichtkunst und Musik: Goethe und Beethoven. „Zwei große Meister in einem herrlichen Werk verbunden“. Zu einer persönlichen Begegnung mit van Beethoven kam es allerdings nicht. Im Januar 1817 schrieb E. T. A. Hoffmann dem Wiener Kapellmeister Friedrich Starke „einige Zeilen über Beethoven“ auf ein Stammbuchblatt. Dieser zeigte das Blatt Beethoven; das gab Anlaß zu dem einzigen bekanntgewordenen Brief zwischen den Komponisten. Am 23. März 1820 schrieb Beethoven aus Wien an E. T. A. Hoffmann:

„Euer Hochwohlgeboren . . . Sie nehmen also, wie ich glauben muß, einigen Anteil an mir. Erlauben Sie mir zu sagen, daß dieses, von einem mit So ausgezeichneten Eigenschaften begabten Manne Ihresgleichen, mir sehr wohl thut. Ich wünsche Ihnen alles Schöne und Gute und bin Euer Hochwohlgeboren mit Hochachtung ergebener Beethoven.“

1822 glaubte E. T. A. Hoffmann eine lähmende Krankheitsperiode endlich überwunden zu haben. Am 19. Januar schrieb er an Schall in Breslau:

„Um aller Wunden willen, die sämtliche Literatur-Blätter jemals Schriftstellern und Dichtern geschlagen haben, bitte ich Sie, hochverehrter Herr, benehmen Sie unserem guten Kaiser (gemeint ist der Breslauer Literat Josef Max!) das unselige Vorurteil, daß ich an der schriftstellerischen Diarrhee leide und

daß mir bei jeder schicklichen Ausleerung ganz leicht und anmutig ein Histörchen, ein Romänchen abgeht! – Besagter Kaiser weiß, daß ich eben den Meister Floh beendet, daß zu Ostern Murrs dritter und letzter Teil erscheinen muß, und doch verlangt er nichts geringeres als daß ich, wohlbestallter mit Akten genugsam überhäufter KammerGerichtsRath zu Johannis d. J. das fertige Manuskript von Schnellpeffers Fliederwochen vor der Hochzeit, bestehend in Funzig Druckbogen, abliefern soll! Bloß das mechanische Schreiben – man müßte vier Hände haben wie der Floh, und da zu vier Händen zwei Köpfe gehören, so würd es nötig sein, daß der Kopf einen Vizekopf ernenne als Vizekönig, Lieu-tenant oder wenigstens umsichtigen Departementrath.“

Dieses „Lamentoso“ konnte über seine gebrochene physische Schaffenskraft nicht hinwegtäuschen. Krankheitserscheinungen machten sich erneut bemerkbar. Dazu kam eine „Ketzerverfolgung“ wegen angeblicher Beleidigung in der Satire „Meister Floh“, mit der Androhung einer Strafversetzung nach Insterburg.

Am 1. März hatte Hoffmann „früh drei Ohnmachten hintereinander, nicht 5 Minuten konnte er außer Bett sein“.

Am 26. März machte er sein Testament. Gleichzeitig Zeugnis einer vorbildlichen Ehe:

„Wir, nämlich ich der KammerGerichtsRath Ernst Theodor Willhelm Hoffmann und ich Maria Thekla Michalina geborene Rohrer haben nun bereits seit zwanzig Jahren in einer fortdauernden wahrhaft zufriedenen glücklichen Ehe gelebt. Gott hat uns keine Kinder am Leben erhalten aber sonst uns manche Freude geschenkt, doch uns auch mit sehr schweren harten Leiden geprüft, die wir mit standhaftem Mut ertragen haben. Einer ist immer des anderen Stütze gewesen, wie das denn Eheleute sind, die sich, so wie wir, recht aus dem treuesten Herzen lieben und ehren. Sollte es nun Gott gefallen, unseren Bund zu trennen und einen oder den anderen aus dieser Zeitlichkeit abuberufen, so verordnen wir hiermit letztwillig, daß dem überlebenden Ehegatten der Nachlaß des Verstorbenen, nicht das mindeste davon ausgenommen, als vollkommen freies, uneingeschränktes Eigentum, worüber er nach Willkür verfügen kann ohne jemandem darüber Red' und Antwort zu geben, erblich zufallen soll. Ich, der Ehegatte habe diese wechselseitige letzte Verfügung selbst geschrieben, ich die Ehegattin dieselbe aber mehrmals durchgelesen, beide bekräftigen und vollziehen wir aber diesen unseren ausgesprochenen letzten Willen durch unsere eigenhändige Namens-Unterschrift und Beidrückung unseres gewöhnlichen Siegels. Berlin den Sechs und Zwanzigsten März. Ein Tausend Achthundert und Zwei und Zwanzig. Ernst Theodor Willhelm Hoffmann, Königlicher KammerGerichts Rath, Maria Thekla Michelina Rohrer, verehelichte Hoffmann.“

Am 8. April 1822 erhielt Hoffmann von Fouqué einen Osterpsalm mit der Widmung: „Seinem lieben Wallfahrtsgenossen auf der Bahn zum ewigen Heil, Hoffmann, als Denkmal einer ernstfreudigen Stunde, sein treuer Bruder Fouqué“. Eine Woche später ließ Hoffmann die letzten Manuskripte verschicken, deren Seiten er nicht mehr selbst durchsehen konnte. „Als Folge meiner Krankheit“, schrieb er an Wilmans, „leide ich an einer gänzlichen Lähmung der Füße. Mein Geist ist aber ganz frisch und tätig und ich diktiere mit Leichtigkeit.“

Am 2. Juni war Hoffmann so krank, daß er weder schreiben noch diktieren konnte. Sein Pfleger, Rieger, schrieb an Schrag nach Nürnberg: „Überdies ist mein Herr Prinzipal noch gänzlich an Händen und Füßen gelähmt.“

In der Hause- und Spenserschen Zeitung vom 29. Juni 1822 stand unter „Anzeige von Todesfällen“: „Den am 25. Juni, nach langwieriger Krankheit erfolgten Tod ihres Mannes, des KammerGerichtsRaths E. T. W. Hoffmann zeigt hierdurch an, die Witwe.“

Hoffmann war zu jener Stunde, da die Welt seinen Tod erfuhr, bereits in aller Stille auf dem Friedhof am Hallischen Tor beigesezt.

Zwei Nachrufe erschienen, im „Zuschauer“ und im „Freimüthigen“, Freunde setzten ihm einen Grabstein, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts, auf Anweisung des Kirchenvorstands der Jerusalem-Gemeinde, vernichtet und durch „ein Stück Granit in Form eines Plättbretts“ ersetzt wurde.

Die Witwe verzichtete auf die Erbschaft und begab sich sogleich zu ihrer Mutter nach Posen. Der Nachlaß wurde versteigert, die Schulden wurden gedeckt. Hitzig wurde literarischer Nachlaßverwalter. Nach langem Hin und Her bewilligte der Justizminister der Witwe eine lebenslängliche Pension von 300 Talern.

\*

Geliebt aber ist, was Hoffmann geschaffen hat. Als Begründer des „Magischen Realismus“ ging er in die Literaturgeschichte ein, wurde den kommenden Generationen zum Vorbild; so überlebte sein Werk den Schöpfer und zählt heute zu den meistgelesenen klassischen Werken unserer Literatur.

Erst spät entdeckt wurde der Komponist E. T. A. Hoffmann. Auch seine Gemälde, Zeichnungen, Karikaturen, Illustrationen haben inzwischen ihren Platz in der Kunstgeschichte gefunden.

Als Mensch wurde dieser „große Künstler“ und „Lebenskünstler“ zugleich ein Vorbild für alle Kunstschaffenden, die ein freies Kunstschaffen auf ihr Panier geschrieben haben. Er war bereit, für seine Kunst ein jedes Opfer zu bringen, da er von seinem Können zutiefst überzeugt war. Im „steten Kampf gegen den Materialismus der Welt“ hat er dieser ein Werk hinterlassen, auf das sie stolz sein kann. Er hat den Kampf eines jeden Künstlers zwischen Freiheit und Zwang, zwischen Freiheit und Pflicht, bis zur bitteren Neige ausgefochten.

Eine „Grabdenkmalfabrik“ hat den Grabstein ersetzt, den Künstlerfreunde von Künstlerhand für ihn schaffen ließen – das kann als Symbol gelten. Ein Flugblatt berichtete im Jahr 1907 darüber:

„Ein ‚Arbeiter‘ der ‚Fabrik‘ zertrümmerte das sinnige Werk des alten Meisters mit derselben Wonne, mit der die Angehörigen gewisser Völkerschaften ihre Greise schlachten ... man ersetzte den ‚schollen alten Stein mit seiner dämlichen Symbolik‘ durch einen moderneren ohne unnützes Beiwerk ...“

Den Stein konnte man vernichten, ersetzen – nicht aber das Werk des Dichters, Komponisten und Malers E. T. A. Hoffmann.

GEORG HERMANOWSKI  
geb. 27. 11. 1918 in Allenstein  
lebt heute in Bad Godesberg

#### SONETT AN JULIA (mit einem Rosenstock)

Der Frühling kommt auf blauen Wolkenwogen,  
In duft'ger Ferne leuchtet sein Gefieder,  
Den stillen Wald beleben frohe Lieder,  
Der Heimat sind die Sänger zugeflogen.

Und Strahl auf Strahl entbrennt am Himmelsbogen,  
Und was er küßt, es muß sich schnell gestalten,  
Die Blüte sich aus dunkler Knosp' entfalten,  
Ins Leben ist des Lebens Glut gezogen.

Aus grüner Wiege will die Rose glänzen,  
Ihr holdes Rot sind holder Geister Töne,  
Der Jugend Anmut – Reize, ihr Erglügen.

Du Mägdlein! bist das Bild des süßen Lenzen,  
Der Rosenknospe gleich an Anmut, Schöne,  
Und was du wirst, das zeige ihr Erblühen.

E. T. A. HOFFMANN

#### ANEKDOTE VOM TURNVATER JAHN

Vor kurzer Zeit erschien ein Fremder in ... in einer daselbst zur Schau gestellten Menagerie wilder Tiere. Der Professor ... – ein berühmter Hüpf-, Spring- und Schwungmeister – war ebenfalls zugegen, und der Charakter von Wildheit, den er in seiner äußeren Erscheinung affektiert, mochte den Fremden ohne Zweifel überraschen; denn als der Wärter der Tiere Namen, Vaterland und Behandlungsweise jedes einzelnen bezeichnet hatte, vom Löwen bis zum letzten Kakadu herab, wandte sich der Fremde höflich zu ihm und fragte, auf den Professor deutend: O, sagen Sie mir doch, mein Bester, wie heißt denn dieses wilde Tier? – Der Wärter flüsterte: Mein Herr, das ist ja der Professor ... – Der Fremde belächelte seinen Irrtum und den Wundermann, und verließ kopschüttelnd den Saal der wilden Tiere.

E. T. A. HOFFMANN



## AUS „DAS MAJORAT“

Dem Gestade der Ostsee unfern liegt das Stammschloß der Freiherrlich von R...schen Familie, R...sitten genannt. Die Gegend ist rau und öde, kaum entspringt hin und wieder ein Grashalm dem bodenlosen Triebssande, und statt des Gartens, wie er sonst das Herrenhaus zu zieren pflegt, schließt sich an die nackten Mauern nach der Landseite hin ein dürrtätiger Föhrenwald, dessen ewige düstere Trauer den bunten Schmuck des Frühlings verschmäh, und in dem statt des fröhlichen Jauchzens der zu neuer Lust erwachten Vöglein nur das schaurige Gekrächze der Raben, das schwirrende Kreischen der Sturm verkündenden Möwen widerhallt. Eine Viertelstunde davon ändert sich plötzlich die Natur. Wie durch einen Zauberschlag ist man in blühende Felder, üppige Äcker und Wiesen versetzt. Man erblickt das große, reiche Dorf mit dem geräumigen Wohnhause des Wirtschaftsinspektors. An der Spitze eines freundlichen Erlenbusches sind die Fundamente eines großen Schlosses sichtbar, das einer der vormaligen Besitzer aufzubauen im Sinne hatte. Die Nachfolger, auf ihren Gütern in Kurland hausend, lieben den Bau liegen, und auch der Freiherr Roderich von R., der wiederum seinen Wohnsitz auf dem Stammgute nahm, mochte nicht weiter bauen, da seinem finstern, menschenscheuen Wesen der Aufenthalt in dem alten einsamen Schlosse zusagte. Er ließ das verfallene Gebäude, so gut es gehen wollte, herstellen und sperrte sich darin ein mit einem grämlichen Hausverwalter und geringer Dienerschaft... Um für die Zukunft wenigstens das Haupt der Familie an das Stammhaus zu fesseln, bestimmte er es zu einem Majoratsbesitztum. — In diesen Geschäften stand ihm der alte Advokat V., von Vater auf Sohn vererbter Geschäftsträger des R...schen Hauses und Justitiarius der in P. liegenden Güter, redlich bei, und V. pflegte daher schon acht Tage vor der bestimmten Ankunft des Freiherrn nach dem Majoratsgute abzureisen. Im Jahre 1794 war die Zeit gekommen, daß der alte V. nach R...sitten reisen sollte. So lebenskräftig der Greis von siebzig Jahren sich auch fühlte, mußte er doch glauben, daß eine hilfreiche Hand im Geschäft ihm wohlthun werde. Wie im Scherz sagte er daher eines Tages zu mir: „Vetter!“ (so nannte er mich, seinen Großneffen, da ich seine Vornamen erhielt) „Vetter! — ich dünke, du liebest dir einmal etwas Seewind um die Ohren sausen und kämst mit mir mit nach R...sitten. Außerdem, daß du mir wacker beistehen kannst in meinem manchmal bösen Geschäft, so magst du dich auch einmal im wilden Jägerleben versuchen und zusehen, wie, nachdem du einen Morgen ein zierliches Protokoll geschrieben, du den andern solch trotzigem Tier, als da ist ein langbehaarter greulicher Wolf oder ein zahnfletschender Eber, ins funkelnde Auge zu schauen oder gar es mit einem BüchSENSCHUß zu erledigen vernehmst.“

Nicht soviel Seltsames von der lustigen Jagdzeit in R...sitten hätte ich schon hören, nicht so mit ganzer Seele dem herrlichen alten Großonkel anhängen müssen, um nicht hocheifrig zu sein, daß er mich diesmal mitnehmen wollte. Schon ziemlich geübt in derlei Geschäften, wie er sie vorhatte, versprach ich mit tapferem Fleiß ihm alle Mühe und Sorge abzunehmen. Anders Tages saßen wir in tüchtige Pelze eingehüllt im Wagen und fuhren durch dickes, den einbrechenden Winter verkündendes Schneegestöber nach R...sitten. — Unterwegs erzählte mir der Alte manches Wunderliche von dem Freiherrn Roderich, der das Majorat stiftete und ihn seines Jünglingsalters ungeachtet zu seinem Justitiarius und Testamentsvollstrecker ernannte. — Endlich nach schneller, aber beschwerlicher Fahrt kamen wir in tiefer Nacht nach R...sitten. Wir fuhren durch das Dorf, es war gerade Sonntag, im Krug Tanzmusik und fröhlicher Jubel, des Wirtschaftsinspektors Haus von unten bis oben erleuchtet, drinnen auch Musik und Gesang; desto schauerlicher wurde die Öde, in die wir nun hineinfuhren.

Der Seewind heulte in schneidenden Jammertönen herüber und, als habe er sie aus tiefem Zauberschlaf erweckt, stöhnten die düstern Föhren ihm nach in dumpfer Klage. Die nackten schwarzen Mauern des Schlosses stiegen empor aus dem Schneegrunde, wir hielten an dem verschlossenen Tor.

E. T. A. HOFFMANN

## AUS: „DER MUSIKFEIND“

Mein Vater war gewiß ein tüchtiger Musikus; er spielte fleißig auf einem großen Flügel, oft bis in die späte Nacht hinein, und wenn es einmal ein Konzert in unserem Hause gab, dann spielte er sehr lange Stücke, wozu ihn die anderen auf Violinen, Bässen, auch wohl Flöten und Waldhörnern ganz wenig begleiteten. Wenn solch ein langes Stück endlich heraus war, dann schrien alle sehr und riefen: „Bravo, bravo! Welch ein schönes Konzert! wie fertig, wie rund gespielt!“ und nannten mit Ehrfurcht den Namen Emanuel Bach! — Der Vater hatte aber soviel hintereinander gehämmert und gebrauset, daß es mir immer vorkam, als sei das wohl kaum Musik, worunter ich mir so recht ans Herz gehende Melodien dachte, sondern er tue dies nur zum Spaß, und die anderen hätten auch wieder ihren Spaß daran. — Ich war bei solchen Gelegenheiten immer in mein Sonntagsröckchen geknöpft und mußte auf einem hohen Stuhl neben der Mutter sitzen und zuhören, ohne mich viel zu regen und zu bewegen. Die Zeit wurde mir entsetzlich lang, und ich hätte wohl gar nicht ausdauern können, wenn ich mich nicht an den besonderen Grimassen und komischen Bewegungen der Spieler ergötzt hätte. Vorzüglich erinnere ich mich noch eines alten Advokaten, der immer dicht bei meinem Vater die Geige spielte, und von dem sie immer sagten, er wäre ein ganz übertriebener Enthusiast, und die Musik mache ihn halb verrückt, so daß er in der wahnsinnigen Exaltation, zu der ihn Emanuel Bachs, oder Wolfs, oder Bendas Genius hinaufschraubte, weder rein greife, noch Takt halte. — Mir steht der Mann noch ganz vor Augen. Er trug einen pflaumfarbenen Rock mit goldbespannenen Knöpfen, einen kleinen silbernen Degen und eine rötliche, nur wenig gepuderte Perücke, an der hinten ein kleiner runder Haarbeutel hing. Er hatte einen unbeschreiblichen Ernst in allem, was er begann. „Ad Opus!“ pflegte er zu rufen, wenn der Vater die Musikblätter auf die Pulte verteilte. Dann ergriff er mit der rechten Hand die Geige, mit der linken aber die Perücke, die er abnahm und an einen Nagel hing. Nun hob er an, sich immer mehr und mehr übers Blatt beugend, zu arbeiten, daß die roten Augen glänzend heraustreten und Schweißtropfen auf der Stirn standen. Es geschah ihm zuweilen, daß er früher fertig wurde als die übrigen, worüber er sich denn nicht wenig wunderte und die anderen ganz böse anschaute. Oft war es mir auch, als brächte er Töne heraus, denen ähnlich, die Nachbars Peter, mit naturhistorischem Sinn die verborgenen musikalischen Talente der Katzen erforschend, unserem Hauskater ablockte durch schickliches Einklemmen des Schwanzes und sonst: weshalb er zuweilen von dem Vater etwas geprügelt wurde — (nämlich der Peter). — Kurz, der pflaumfarbene Advokat — er hieß Musewius — hielt mich ganz für die Pein des Stillsitzens schadlos, indem ich mich an seinen Grimassen, an seinen komischen Seitensprüngen, ja wohl gar an seinem Quinkellieren höchlich ergötzte. — Einmal machte er doch eine vollkommene Störung in der Musik, so daß mein Vater vom Flügel aufsprang, und alle auf ihn zustürzten, einen bösen Zufall, der ihn ergriffen, befürchtend. Er fing nämlich an, erst etwas wenig mit dem Kopfe zu schütteln, dann aber in einem fortsteigenden Crescendo immer stärker und stärker den Kopf hin und her zu werfen, wozu er gräßlich mit dem Bogen über die Saiten hin und her fuhr, mit der Zunge schnalzte und mit dem Fuße stampfte. Es war aber nichts als eine kleine feindselige Fliege, die hatte ihn, mit beharrlichem Eigensinn in demselben Kreise bleibend, umsummt und sich, tausendmal verjagt, immer wieder auf die Nase gesetzt. Das hatte ihn in wilde Verzweiflung gestürzt.

E. T. A. HOFFMANN

## BRIEF AN HIPPEL IN LEISTENAU

Plock, Oktober 1803

Mein einzigerster teuerster Freund,

Du bist seit langer finstrier Zeit der erste, der aufgehen läßt die Sonne der Hoffnung über den Ungerechten! — Es ist über alle meine Erwartung, daß Schleinitz sich so warm für mich interessiert hat, und mir ein neuer bündiger Beweis, daß er der vortreffliche Mann ist, für den ich ihn immer hielt. Wäre er dieses nicht, so würde er, ohne weiter das, was er sonst Gutes von mir wußte, zu berücksichtigen, mit dem Strome mitgeschwommen sein und den Nichtgehörten verdammt haben. Daß ich freilich meiner eigenen charmanten Person

nicht allein jene Protektion zuschreibe, sondern daß Du dabei sehr ins Spiel kommst, verstehe dich wohl von selbst. S. Einfluß zeigt sich schon, denn S. hat dem Cousin D. bei Gelegenheit eines Gespräches über mein Exil cum annexis viel Hoffnung zu meiner baldigen Versetzung gemacht. — Der Onkel in Berlin wird mich nicht mehr sehr empfehlen, er ist, wie Mercutio bei Shakespeare sagt, ein stiller Mann geworden; in der Nacht vom 24. auf den 25. September starb er an einer Lungenentzündung! —

Werd' ich, wie ich es wünsche und hoffe, jetzt bald versetzt, so wollt' ich Dich gern noch vorher besuchen und erwarte von Dir Bestimmung der Zeit und des Wie's der Überkunft. — Hast Du etwa ein paar Ackerpferde übrig, die Du nach Thorn oder sonst wohin schicken kannst, so wär's mir lieb. Schwer bin ich nicht, wie Du weißt, und wenn ich auch noch drei Schlafmützen, ein Paar Pantoffeln und einen Schlafrock mitnehme, so würden doch die ältesten schwächsten Glieder Deines Gestüts, die freilich nicht, mit dem Fähndrich Pistol zu reden,

Schindmähren Asiens, die nur  
des Tags dreihundert Meilen laufen

mit mir wie der Blitz davonrennen. — Du siehst, daß ich darauf erpicht bin Dir einen Besuch abzustatten, und zwar soll diese Zusammenkunft ein Friedenskongreß sein — Allianztraktate für künftige Operationen sollen geschlossen werden, denn ich schwöre Dir's, daß ich von unseren alten Plänen nicht ablasse. Im Hintergrunde steht, wie auf Rederns Landgute im schlesischen Gebürge die Schneekoppe, ich mag hinsehen wo ich will. —

### Die große Reise

Ich bitte Dich herzlich und innig, Deinen Augenmerk darauf zu richten, daran zu denken, was wir noch sehen, erfahren, lernen, was wir noch einsammeln können für die ganze Lebenszeit! — Wir werden ja zu gleicher Zeit 30 Jahre alt, und das ist ja Dein TERMINUS, es soll auch der meinige sein!

Du schreibst, daß Du unter niedern Gesträuchen wanderst und Dich zu ihnen herabbeugen muß — ich wandle hier in einem Sumpf unter niederm Dornesträuch, welches mir die Füße wund ritzt — in ehrbarer Gesellschaft kann ich nicht so erscheinen, ohne mich vorher entsetzlich zu waschen von wegen des Sumpfs, der mir sogar die Hosen naß gemacht hat. — Es ist abscheulich! — Welch eine Anstrengung es kostet, in diesem Sumpfe nicht totaliter zu versinken, kannst Du Dir denken!

Werde ich nun nicht so sehr vom Präsidenten qua Packesel behandelt, dem man aufbürdet, daß er unter der Last verseufzt — so geht's in meinen vier Wänden ganz gut her. Die Akten werden in die Nebenkammer geworfen, und dann zeichne, komponiere und dichte ich wie's kommt, freilich alles nur schlecht, aber desto mehr Vergnügen macht mir's, denn es ist ein psychologisches Phänomen, daß die schlechten Künstler und Dichter sich am allermeisten über ihre Mißgeburten freuen — den großen Dichtern machen die Amorinos, welche sie zur Welt befördern, lange nicht so viel Freunde! — Ich sehne mich herzlich nach Dir, daß ich manchmal ungeduldig werde über den Schneckengang der Angelegenheit in Berlin. — Was haben wir uns alles zu sagen! — Ich wollte Dir erst viel schreiben, aber es geht heute nicht — ich muß diesen Augenblick in die Pupillensession laufen und habe noch nicht einmal alles dekretiert. —

Dieser Brief ist eine flüchtige Skizze meines fröhlichen Gemütszustandes — es folgt noch baldigst eine zierliche Epistel, — bin ich wirklich versetzt, ein Juchheiß! womöglich in Jamben, welche mir seit einiger Zeit sehr gut gelingen. — Auch Verse — gereimte nämlich — sonettenmäßig — auch auf einen Endreim, das ist wie Shakespeare sagt

der wahre Butterfrauentrab  
wenn sie zu Markte gehen! —

Ich stelle Dir anheim, diesen Brief für humoristisch zu halten, weil ich dreimal den Shakespeare allegriert habe. — Meine Frau küßt dich herzlich — meine Kinder sind gesund und vorzüglich still und artig — ich habe sie alle in petto — Adio mein einziger lieber Freund

Ewig ewig  
Dein H.

Ehrfurchtsvoll küsse ich deiner Frau die Hand. Empfiehl mich S. sehr, wenn er noch da ist.

### SPIELERGLÜCK

„Ihr wißt“, begann Theodor, „daß ich mich, um meine Studien zu vollenden, eine Zeitlang in G. bei einem alten Onkel aufhielt. Ein Freund dieses Onkels fand, der Ungleichheit unserer Jahre ungeachtet, großes Wohlgefallen an mir, und zwar wohl vorzüglich deshalb, weil mich damals eine stets frohe, oft bis zum Mutwillen steigende Laune beseelte. Der Mann war in der Tat eine der sonderbarsten Personen, die mir jemals aufgestoßen sind. Kleinlich in allen Angelegenheiten des Lebens, mürrisch, verdießlich, mit großem Hange zum Geiz, war er doch im höchsten Grade empfänglich für jeden Scherz, für jede Ironie. Um mich eines französischen Ausdrucks zu bedienen — der Mann war durchaus amusable, ohne im mindesten amasant zu sein. Dabei trieb er hoch an Jahren eine Eitelkeit, die sich vorzüglich in seiner nach den Bedingungen der letzten Mode sorglich gewählten Kleidung aussprach, beinahe bis zum Lächerlichen, und eben diese Lächerlichkeit traf ihn, wenn man sah, wie er im Schweiß seines Angesichts jedem Genuß nachjagte und mit komischer Gier soviel davon auf einmal einzuschnappen strebte, als nur möglich ...

... Der Mann, den ich euch geschildert, forderte mich auf, ihn auf einer Reise nach einem Badeort zu begleiten, und unerachtet ich wohl einsah, daß ich seinen Besänftiger, Aufheiterer, Maitrè de plaisir spielen sollte, war es mir doch gelegen, die anziehende Reise durch das Gebirge zu machen ohne allen Aufwand an Kosten. — In dem Badeort fand damals ein sehr bedeutendes Spiel statt, da die Bank mehrere tausend Friedrichsdor betrug. Mein Mann betrachtete mit gierigem Schmunzeln das aufgehäufte Gold, ging auf und ab im Saal, umkreiste dann wieder näher und näher den Spieltisch, griff in die Tasche, hielt einen Friedrichsdor zwischen den Fingern, steckte ihn wieder ein — genug, ihn gelüstete es nach dem Golde. Gar zu gern hätte er sich ein Sümmden exponiert von dem aufgeschütteten Reichtum, und doch mißtraute er seinem Glückstern. Endlich machte er dem drolligen Kampf zwischen Wollen und Fürchten, der ihm Schweißtropfen auspreßte, dadurch ein Ende, daß er mich aufforderte, für ihn zu pontieren, und mir zu dem Behuf fünf — sechs Stück Friedrichsdor in die Hand steckte. Erst dann, als er mir versicherte, daß er meinem Glück durchaus nicht vertrauen, sondern das Geld, das er mir gegeben, für verloren achten wolle, verstand ich mich zum Pontieren. Was ich gar nicht gedachte, das geschah. Mir, dem ungeübten, unerfahrenen Spieler, war das Glück günstig, ich gewann in kurzer Zeit für meinen Freund etwa dreißig Stück Friedrichsdor, die er sehr vergnügt einsteckte.

Am andern Abend bat er mich wiederum, für ihn zu pontieren. Bis zur heutigen Stunde weiß ich aber nicht, wie es mir herausfuhr, daß ich nun mein Glück für mich selbst versuchen wollte. Nicht in den Sinn war es mir gekommen, zu spielen, vielmehr stand ich eben im Begriff, aus dem Saal ins Freie zu laufen, als mein Freund mich anging mit seiner Bitte. Erst, als ich erklärte, heute für mich selbst zu pontieren, trat ich auch entschlossen an die Bank und holte aus der engen Tasche meines Gilets die beiden einzigen Friedrichsdor hervor, die ich besaß. War mir das Glück gestern günstig, so schien es heute, als sei ein mächtiger Geist mit mir im Bunde, der dem Zufall gebiete. Ich mochte Karten nehmen, pontieren, biegen, wie ich wollte, kein Blatt schlug mir um, kurz — mir geschah dasselbe, was ich von dem Baron Siegfried gleich im Anfang meines Spielerglücks erzählt. — Mir taumelten die Sinne: oft, wenn mir neues Geld zuströmte, war es mir, als läge ich im Traum und würde nun gleich, indem ich das Geld einzustecken gewöhnt, erwachen. — Mit dem Schläge zwei Uhr wurde wie gewöhnlich das Spiel geendet. — In dem Augenblick, in dem ich den Saal verlassen wollte, faßte mich ein alter Offizier bei der Schulter und sprach, mich mit ernstem strengem Blick durchbohrend: „Junger Mann! Verstanden Sie es, so hätten Sie die Bank gesprengt. Aber wenn sie das verstehen werden, wird Sie auch wohl der Teufel holen wie alle übrigen.“ Damit verließ er mich, ohne abzuwarten, was ich wohl darauf erwidern werde. Der Morgen war schon heraufgedämmert, als ich auf mein Zimmer kam und aus allen Taschen das Gold ausschüttete auf den Tisch. — Denkt euch die Empfindung eines Jünglings, der in voller Abhängigkeit auf ein klägliches Taschengeld beschränkt ist, das er zu seinem Vergnügen verwenden darf, und der plötzlich wie durch einen Zauberschlag sich in dem Besitz einer Summe befindet, die bedeutend genug ist, um wenigstens von ihm in dem Augenblick für einen großen Reichtum gehalten zu

werden! — Indem ich aber nun den Goldhaufen anschaute, wurde plötzlich mein ganzes Gemüt von einer Bangigkeit, von einer seltsamen Angst erfaßt, die mir kalten Todesschweiß auspreßte. Die Worte des alten Offiziers gingen mir nun erst auf in der entsetzlichsten Bedeutung. Mir war es, als sei das Gold, das auf dem Tische blinkte, das Handgeld, womit die finstere Macht meine Seele erkaufte, die nun nicht mehr dem Verderben entrinnen könne. Meines Lebens Blüte schien mir angenehm von einem giftigen Wurm, und ich geriet in vernichtende Trostlosigkeit. — Da flammte das Morgenrot höher auf hinter den Bergen, ich legte mich ins Fenster, ich schaute mit inbrünstiger Sehnsucht der Sonne entgegen, vor der die finstern Geister der Nacht fliehen mußten. So wie nun Flur und Wald aufleuchteten, in den goldenen Strahlen, wurd es auch wieder Tag in meiner Seele. Mir kam das beseligende Gefühl der Kraft, jeder Verlockung zu widerstehen und mein Leben zu bewahren vor jenem dämonischen Treiben, in dem es, sei es wie und wenn es wolle, rettungslos untergeht! — Ich gelobte mir selbst auf das Heiligste, nie mehr eine Karte zu berühren, und habe dies Gelübde streng gehalten.

Der erste Gebrauch, den ich übrigens von meinem reichen Gewinn machte, bestand darin, daß ich mich von meinem Freunde zu seinem nicht geringen Erstaunen trennte und jene Reise nach Dresden, Prag und Wien unternahm, von der ich euch schon so oft erzählt.“

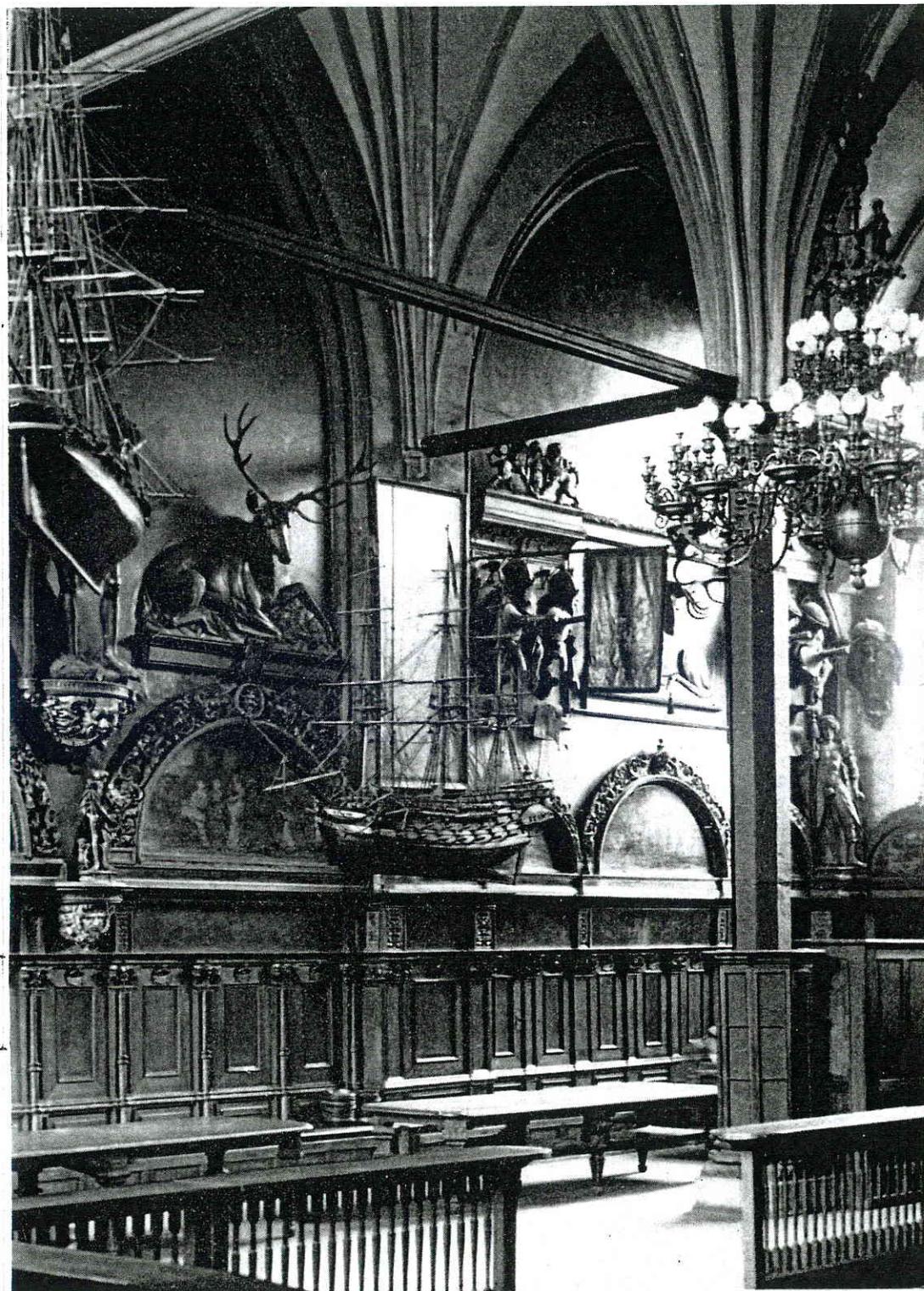
Aus „Die Serapionsbrüder“

E. T. A. HOFFMANN

## DER ARTUSHOF

Gewiß hast du, günstiger Leser! schon recht viel von der alten merkwürdigen Handelsstadt Danzig gehört. Vielleicht kennst du all das Sehenswerte, was sich dort befindet, aus mancher Beschreibung; am liebsten sollt' es mir aber sein, wenn du selbst einmal in früherer Zeit dort gewesen wärest und mit eigenen Augen den wunderbaren Saal geschaut hättest, in den ich dich jetzt führen will. Ich meine den Artushof. — In den Mittagsstunden wogte drängend und treibend der Handel den mit Menschen der verschiedensten Nationen gefüllten Saal auf und ab, und ein verwirrtes Getöse betäubte die Ohren. Aber wenn die Börsenstunden vorüber, wenn die Handelsherren bei Tische saßen und nur einzelne geschäftig durch den Saal, der als Durchgang zwei Straßen verbindet, liefen, dann besuchtest du, günstiger Leser! der du in Danzig warst, den Artushof wohl am liebsten. Nun schlich ein magisches Helldunkel durch die trüben Fenster, all das seltsame Bild- und Schnitzwerk, womit die Wände überreich verziert, wurde rege und lebendig. Hirsche mit ungeheuren Geweihen, andere wunderliche Tiere schauten mit glühenden Augen auf dich herab, du mochtest sie kaum ansehen; auch wurde dir, je mehr die Dämmerung eintrat, das marmorne Königsbild in der Mitte nur desto schauerlicher. Das große Gemälde, auf dem alle Tugenden und Laster versammelt mit beigeschriebenen Namen, verlor merklich von der Moral, denn schon schwammen die Tugenden unkenntlich hoch im grauen Nebel, und die Laster, gar wunderschöne Frauen in bunten, schimmernden Kleidern, traten recht verführerisch hervor und wollten dich verlocken mit süßem Gelspiel. Du wandtest den Blick lieber auf den schmalen Streif, der beinahe rings um den Saal geht, und auf dem sehr anmutig lange Züge buntgekleideter Miliz aus alter reichsstädtischer Zeit abgebildet sind. Ehrsame Bürgermeister mit klugen bedeutsamen Gesichtern reiten voran auf mutigen, schön geputzten Rossen, und die Trommelschläger, die Pfeiffer, die Hellebardier schreiten so keck und lebendig daher, daß du bald die lustige Soldatenmusik vernimmst und glaubst, sie werden nun gleich alle zu jenem großen Fenster dort hinaus auf den langen Markt ziehen. — Weil sie denn nun fortziehen wollten, kontest du nicht umhin, günstiger Leser! insofern du nämlich ein rüstiger Zeichner bist, mit Tinte und Feder den prächtigen Bürgermeister mit seinem wunderschönen Pagen abzukonterfeien. Auf den Tischen rings umher lag ja sonst immer auf öffentliche Kosten Papier, Tinte und Feder bereit, das Material war also bei der Hand und lockte dich unwiderstehlich an.

E. T. A. HOFFMANN



## BEKENNTNIS ZU E. T. A. HOFFMANN

In der deutschen Literatur hatte ich als Kind mein erstes romantisches magisch-realistisches Vorbild in dem Ostpreußen E. T. A. Hoffmann gefunden, und zwar in seinem „Nußknacker und Mausekönig“, nach dem Tschairowsky sein berühmtes Ballett komponiert hat. Ich konnte noch kaum lesen, da schloß ich schon mit dem „Nußknacker“ Bekanntschaft, der damals bereits in der niederländischen Übersetzung von Jacob van Lennep als „ein Märchen für kleine und große Kinder“ vorlag. Ich werde dieses Bilderbuch mit den schönen Zeichnungen nie vergessen.

Ich las damals das Vorwort von C. H. Den Hartog, der von Hoffmanns naiver Verherrlichung der blinkenden Welt des schönen Scheins sprach, in der jeder einen besonderen Reichtum finden kann, der – wie es am Ende der Erzählung heißt – Augen dafür hat. Ich wußte recht gut, was ich tat, als ich den „Nußknacker“ als Student in der ursprünglichen Fassung und im vollständigen Text neu entdeckte.

Ich sage es ohne jeden Dünkel, denn das Lob kommt allein Hoffmann zu: der Student und der spätere Erwachsene hat in diesem Buch stets die gleiche stille, kindliche Beglückung wiedergefunden, was deutlich verrät, daß das Kind etwas genossen hat, was auch des Erwachsenen Teil ist. Dieses Märchen verzauberte meine früheste Jugend, weil es so ganz anders war als alle anderen Märchen: nicht gruselig, wie die Märchen von Grimm oder Perrault, noch in ihrer dichterischen Wehmut moralisierend wie die Fabeln von Andersen. Im „Nußknacker und Mausekönig“ steckt keine direkte Morallehre, kein Gruselement; hier verbindet sich ein Abenteuer der Phantasie mit häuslicher Stimmung, Lebensverdruß und Lebenstrost. Und das eben war es, was mich verzauberte. Als ich später über den Magischen Realismus nachdachte, ist diese Erzählung stets mein Paradigma gewesen.

Ich kenne die ersten Sätze noch heute auswendig. „Am 24. Dezember durften die Kinder des Midizinalrats Stahlbaum den ganzen Tag über durchaus nicht in die Mittelstube hinein, viel weniger in das daranstoßende Prunkzimmer. In einem Winkel des Hinterstübchens zusammengekauert, saßen Fritz und Marie; die tiefe Abenddämmerung war eingebrochen, und es wurde ihnen recht schaurig zumute, als man, wie es gewöhnlich an dem Tag geschah, kein Licht hereinbrachte . . .“

Man spürt sogleich das Klima: Geheimnisfülle, die im Zauber des Alltäglichen blüht. Als Weihnachtsgeschenk hat der Pate Droßelmeier, der Onkel Friedensrichter, der eine gläserne Perücke trägt und ein großer Bastelkünstler ist, der kranke Uhren wieder zum Singen bringen kann, ein Schloß mit Lichtern, Musik und tanzenden Puppen geschaffen. Habt Ihr in diesem Obergerichtsrat Droßelmeier E. T. A. Hoffmann erkannt, den häßlichen und gutmütigen – ebenfalls – Juristen und ehemaligen Studenten von Kant, dessen Vorlesungen er tüchtig versäumte, um lieber von lebenden Puppen zu träumen?

Unter den anderen Geschenken befand sich ein unansehnlicher Nußknacker, ein plump geschnitzter hölzerner Junge in einem Husarenwams, der sich willig an den härtesten Nüssen die Zähne ausbiß.

Sogleich empfindet Marie Mitleid mit ihm und Zuneigung zu ihm: Denken Sie an das gute Herz und das häßliche Äußere Hoffmanns!

Als alles im Bett ist, erlebt das Mädchen um Mitternacht unter dem Weihnachtsbaum den heroischen Kampf der Mäuse unter der Führung ihres goldgekrönten Königs, gegen die Puppen und Husaren, die der Nußknacker anführt. Verletzt findet die Mutter das Kind zwischen den Glasscherben des Spielzeugs. Am Abend erscheint Onkel Droßelmeier und erzählt ihr die Geschichte von der Prinzessin Pirlipat, die von den Mäusen verhext und verzaubert wurde. Ihr Vater, der Hofuhrmacher und große Zauberer, der auch Droßelmeier hieß, und der Hofsterndeuter irrten durch die Welt, auf der Suche nach einem Mittel, um Pirlipat zu retten. Durch einen Wald in Asien zogen sie zur Hauptstadt des Spielzeugreiches Nürnberg, zu Droßelmeiers Neffen, dem Puppenbauer. Er knackte für Pirlipat die harte Nuß Krakatuk, doch die rachsüchtigen Mäuse verwandelten ihn in einen Nußknacker, und Pirlipat wies ihn ab. Jetzt begreift Marie ihre Liebe zu dem hölzernen Husaren. Ihre Güte befreit den jungen Droßelmeier von seiner Häßlichkeit. Er bittet um ihre Hand und sie ziehen in das Marzipanschloß in den Weihnachtswäldern. Ja, Michalina Trczinski (Rohrer)

war noch ein junges Polenmädchen, als sie 1802 in Posen den preußischen Assessor heiratete, den armen Prinzen E. T. A. Hoffmann!

Der Fiebertraum eines phantasiereichen Mädchens – stets Rückkehr in die häusliche Umgebung und aufsteigende Transposition –, die Verwandtschaft zwischen allem und allen, alltäglichen Gesichtern und Wunschmenschen, Autor, Helden und uns selbst, Onkel und Neffen, Marie und dem stets kranken Menschenherz, bis hin zu Dr. Stahlbaums gemütlichem Herd; die harten Nüsse vom Lebensbaum, der Kummer unserer Seele, Häßlichkeit, Güte und Schönheit, das siegreiche Lächeln des ewigen Weihnachtsbaums auch in der Zeit der Dämmerung und Krankheit – gebt doch zu, dieser Hoffmann, Ernst, Theodor, der sich aus Liebe zu Mozart Amadeus nannte, hat damit eines der schönsten, reichsten, teuersten Kleinode des romantischen Magischen Realismus hinterlassen . . . für alle großen und kleinen Kinder, die wir sind. Er, der noch ziemlich jung in Armut starb, lebt fort als der große Zauberer, von dem er immer so gern träumte.

JOHAN DAISNE

geb. 2. 9. 1912 in Gent  
lebt heute in Gent

## NACHRUUF AN E. T. W. HOFFMANN

„Selig alle, die im Herrn entschliefen!“

Deine Hülle, Alter, ist in das Grab besunken, in das wir alle versinken; aber wie Dein Geist lebendig und selig hell am Throne des Ewigen steht, denn so hoffen wir, so spiegelt er sich auch in unsern Geistern nach, und sein Widerschein wird leuchten in den Gemütern der Menschen, so lange noch Sehnsucht nach dem Himmel die Augen emporhebt und das Erdenleben sein banges Weh in die Brust wirft. Möge der Herr uns die Nichtigkeit der Erde so erkennen lassen, wie Du sie erkannt hast bei Deinem Leben, daß wir unsern Sinn nicht heften an ihren Tand, und der große Tod uns nicht überrasche im eitlem Streben nach irdischen Dingen, unwürdig des ewigen Erbteils. Aber wie Dir nun der göttliche Friede und die Seligkeit der Gottheit näher getreten ist, so schaffe Gott in uns einen echtchristlichen Glauben, daß wir in Geduld seiner harren und nicht müde werden.

Den tiefen Schmerz, der Dir die Erdenbrust umzog, die nun ausgeschlagen hat, wir fühlen Dir ihn nach, und harren, daß er sich einst auflöse in selige Wonne. Ist er doch ein Erbteil Aller, die tieferen Sinnes ihre Freude und Trauer nicht nehmen von jeglichem Tage, vergessend das Gestern und Morgen, sich fügen der Zeit, ihrer Herrin, die leicht und angenehm ihre Angehörigen durchs Leben trägt, und die flachen Wunden, welche sie schlägt, bald heilt, sondern die, gedenkend des Anfanges und des Endes, in ihr nur die Vergänglichkeit sehen, nicht das Leben; die, nach ewigem Bestehen sich sehnd, Gefühle suchen für die Ewigkeit, unsterbliche Liebe, unsterbliche Begeisterung . . .

Darum haben, wie Du, Geschiedener, vor Dir unsterbliche Geister die Leerheit des zeitlichen Lebens empfunden. Sagte nicht Hamann: es gefällt mir nirgends, und wenn es nicht Utopien ist, so wird es der Himmel sein, wo es lohnen wird, Hütten zu bauen; und doch war in ihm göttlichen Trostes die Fülle.

Daran habe ich Dich erkannt, gestorbener Bruder, daß Du, mit siegendem Spotte angreifend die Kleinlichkeiten des Weltlebens, mit tiefem Ernste hineinschautest in das ewige Sein, nur vor dem Heiligen Dich beugend, was der innerste Kern ist allen Lebens, das Übrige auch eingebend der Zerstörung, der Tochter der Zeit.

Darum selig gepriesen Du, daß Du die Heimat gefunden hast, nach der Du Heimweh im Herzen trugst, daß Dein wehmütiger Spott sich verwandelt hat in heilige Anbetung und helle Seligkeit, daß Du, ein Sieger über die Zeit, emporgehoben bist in die Ewigkeit, die Dich als ihren Erben anerkennt.

Im „Freimüthigen“

vom 25. Juli 1822

GUSTAV SCHUSTER

geb. 1791 in Lübben im Spreewald  
Mitarbeiter an Kuhns „Freimüthigem“

#### Zur weiteren Ausgestaltung von E. T. A. Hoffmann-Feiern

Eine E. T. A. Hoffmann-Feier ist nicht unbedingt an einen Gedenktag gebunden. Die „magisch-realistische“ Sphäre, in der das Werk dieses Dichters lebt, läßt aus dem literarischen Werk gestaltete Feierstunden besonders in den Spät-Herbst und Wintermonaten geeignet erscheinen. Stunden im kleinen Kreis, um einen brennenden Kamin, sind besonders eindrucksvoll.

Es gibt nur sehr wenige Prosa-Arbeiten von E. T. A. Hoffmann, die man in einer Feierstunde geschlossen vorlesen kann. Man ist weitgehend auf Fragmente angewiesen, auf Auszüge aus größeren Arbeiten, die sehr sorgfältig ausgewählt und meist mit einer Einleitung versehen werden sollten. In jedem Falle empfiehlt es sich, vor einer solchen Auswahl die betreffenden Stücke ganz zu lesen und sich mit ihrem Inhalt vertraut zu machen.

E. T. A. Hoffmanns Prosa ist weitgehend autobiographisch, so daß sich Werkfragmente mit Briefstellen, ganzen Briefen und Tagebuchaufzeichnungen verbinden lassen. Der Briefwechsel ist hier eine ganz besondere Fundgrube, da in ihm die menschliche Seite des Dichters dokumentiert wird.

Für die musikalische Umrahmung von E. T. A. Hoffmann-Feiern greift man am besten zu Kompositionen, die aus der Zeit Hoffmanns stammen. Die „Schriften zur Musik“ geben hier Anregungen, zeigen, welche Kompositionen Hoffmann selbst am meisten schätzte und bilden zugleich gute Verbindungstexte.

Hinsichtlich Bildmaterial, das zu den Lesungen auf eine Leinwand reproduziert werden kann, geben die beiden unten genannten Werke „E. T. A. Hoffmanns Leben und Werk in Daten und Bildern“ wie „E. T. A. Hoffmann, Selbstzeugnisse und Bilddokumente“ eine Auswahl, derer man sich bedienen sollte.

Dias zu einem Vortrag, mit textlichen Erläuterungen, können von der Landsmannschaft Ostpreußen, Hamburg 13, Parkallee 86, ausgeliehen werden. Besonders dann, wenn der Königsberger Zeit das Hauptaugenmerk gilt. Die Landsmannschaft Ostpreußen empfiehlt hier eine gute Dias-Serie über Königsberg (mit Texten), die sich als „Untermalung“ für eine Lesung eignen könnte; ebenfalls gibt es Dias „Großer Ostpreußen“, in deren Rahmen sich E. T. A. Hoffmann als Zentralfigur stellen läßt.

#### Musikfeierstunden

Ein Konzert mit Kompositionen E. T. A. Hoffmanns ist zwar sehr erstrebenswert, jedoch sehr schwer durchzuführen. Kaum eine Komposition Hoffmanns befindet sich im ständigen Repertoire eines Orchesters oder einer Instrumentalgruppe. Eine Musikfeierstunde läßt sich jedoch in Verbindung mit Beethoven-Musik gestalten, eingeleitet z. B. durch die Egmont-Overtüre (Schallplatte ggf.), mit Lesungen aus den Beethoven-Rezensionen Hoffmanns und Musik-„Beispielen“ (am Klavier).

#### E. T. A. Hoffmann als bildender Künstler

Da Hoffmann sich als ein Meister der Federzeichnung und auch der Karikatur erwiesen hat, ist es empfehlenswert, diesen Kunstzweig einmal in den Mittelpunkt einer Hoffmann-Feier zu rücken. Reproduktionen lassen sich auch hier mit Texten (typischen Stellen!) gut verbinden. Die E. T. A. Hoffmann-Ausgabe des Winkler Verlages, München, herausgegeben von F. Schnapp (der Herausgeber hat ein eigenes Bildarchiv – Hoffmann; über den Winkler Verlag, München 23, Martiusstraße 8, zu erreichen!) enthält ausgezeichnetes Material. Vor allem in den Brief- und Tagebuch-Bänden!

#### Das literarische Werk E. T. A. Hoffmanns

Die nächstliegende Fundgrube bleibt natürlich das literarische Werk des Dichters. Wer zur historisch-kritischen Ausgabe greifen will, findet diese heute nur noch in Bibliotheken. Sie erschien, herausgegeben von C. G. v. Maassen in München–Berlin zwischen 1908 und 1928. Es liegen die Bände 1–4 und 6–9/10 vor, mehr ist nicht erschienen.

Als bekannteste „Großausgabe“ gilt die von dem Ostpreußen Walther Harich herausgegebene Weimarer Ausgabe in 15 Bänden, die 1924 erschien. Sie – wie auch die 12bändige Ausgabe von K. Kanzog (1957–68) bei De Gruyter – sind denen zu empfehlen, die nach dem „ganz Besonderen, kaum Bekannten“ forschen wollen.

Für den allgemeinen Gebrauch empfiehlt sich die Ausgabe aus dem Winkler Verlag (die übrigens die neueste und „getreueste“ ist): Werke in 5 Bänden, Briefwechsel in 3 Bänden, Tagebücher in 1 Band. Sie ist von F. Schnapp betreut worden.

Vielfach wird auch die 6-bändige Ausgabe des Aufbau-Verlages Berlin (Ost) benutzt, zu der Hans Mayer die Einführung schrieb.

#### Biographische Werke

E. T. A. Hoffmann, Leben und Werk in Daten und Bildern, herausgegeben von G. Wittkop-Ménardeau, 1968 in den Insel-Klassiker-Bänden.

E. T. A. Hoffmann in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, vom gleichen Herausgeber, 1966 in der Reihe derrororo-Monographien, Nr. 113.

„Vieldeutige Welt“, Studien zu den Erzählungen E. T. A. Hoffmanns und zur Entwicklung seines Werkes, 1967, in den Studien zur Deutschen Literatur des Niemeyer-Verlages.

160 Jahre E. T. A. Hoffmann-Forschung, von J. Vörster, vollständige Bibliographie mit Erläuterungen, 1967 (hierin alle weiteren Einzelwerke aufgeführt).

#### Weitere Auskünfte

Wenden Sie sich mit allen Einzelfragen an das Nordostdeutsche Kulturwerk in Lüneburg oder an die Landsmannschaft Ostpreußen – Kulturreferat. Vortragende über Leben und Werk E. T. A. Hoffmanns:

Dr. Gerhard Harguth, 7411 Altenburg-Reutlingen, Mozartstraße 8, Telefon 0 71 21 / 4 05 57;

Georg Hermanowski, 53 Bonn-Bad Godesberg 1, Zeppelinstraße 57, Telefon 0 22 29 / 6 53 94;

Dr. Wolfgang Schwarz, Landau/Pfalz, Boelkestraße 13, Telefon 0 63 41 / 71 09;

Ulrike Steinort, 2405 Ahrensboeck, Lindenstraße 46, Telefon 0 45 25 / 6 34 (mit Dias).

Alle Einzelheiten, bitten wir Sie, mit diesen selbst zu besprechen.

*Ist mein Käficht auch golden, so ist's doch ein Käficht, und keiner kann mir das Schnappen nach Freiheit verargen.*

E. T. A. Hoffmann

*Man ist doch im Grunde ein erbärmliches Geschöpf – dünkt sich frei und glücklich, und hängt mehr wie einer von Convenienzen und Launen ab.*

E. T. A. Hoffmann

#### Zu unsern Bildern

Die Umschlagseiten zeigen Aufnahmen von Königsberg in Preußen, der Geburtsstadt E. T. A. Hoffmanns.

Beherrschend steht im Bild der vorderen Umschlagseite der Dom auf der Kneiphofinsel, erbaut in den Jahren 1330 bis 1380. Im Vordergrund der Pregel, der die Dominsel umschließt, mit vielen Zwiebel- und Gemüsekähnen aus dem Großen Moosbruch.

Die Umschlag-Rückseite zeigt einen Blick über den Pregel mit dem Fischmarkt zum Schloß. Links liegt wiederum die Dominsel, hier mit einem Teil der Alten Universität, an der Kant lehrte. Vom Turm des Schlosses hörte der junge E. T. A. Hoffmann das Choralblasen.

Auf Seite 19 können wir Ihnen den großen Saal des Artushofes in Danzig im Bilde vorstellen, den E. T. A. Hoffmann in seiner vorstehenden Erzählung so meisterhaft beschreibt. – Alle drei Aufnahmen sind dem Bildarchiv der Landsmannschaft Ostpreußen entnommen.

Die beiden Portraits von E. T. A. Hoffmann sind Selbstbildnisse des Dichters, Musikers, Malers und Juristen. Seite 3: Wiedergabe einer Radierung nach Hoffmanns Zeichnung, Seite 13: Wiedergabe eines Gemäldes. Wir danken dem Archiv für Kunst und Geschichte in Berlin-Nikolassee für die freundliche Abdruckgenehmigung.